

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die beiden Kollegen.

Roman aus den vierziger Jahren von Hermann Heinrich.

(Fortsetzung.) [4]

Sie können in der Finsternis nicht finden. Es war ein kräftiger Druck, den Gustav am Arm fühlte, fast zu kräftig für die Hand eines jungen Mädchens, aber er erkannte auch darin die Angst, welche ihr ganzes Wesen erschütterte. Sie führte ihn in der Richtung nach hinten durch einen langen Gang. Der Boden war uneben, und wie Gustav zu fühlen glaubte, mit großen Feldsteinen gepflastert. Er strauchelte in der Finsternis nach rechts und links; es war gut, daß die kräftige Hand der Begleiterin ihn aufrecht hielt. Am Ende des Ganges erweiterte sich dieser. Ein schwacher Lichtschimmer fiel durch die Spalten einer Thür, diese wurde schnell geöffnet, und Gustav trat ein.

Ein ärmliches Zimmer, durch ein Talglicht matt erleuchtet, nahm ihn auf. In einer Ecke stand das Bett mit der Kranken. Als Gustav hinzutrat, erhob sich von einem niedrigen Sitz an demselben eine ältliche Frau, die bis dahin Wache gehalten hatte.

„Das Phantasieren wird immer schlimmer,“ sagte sie.

In dem Bett saß halb aufgerichtet eine blasse, blonde Frau, deren reiches Haar aufgelöst und wirr den Kopf und die Schultern umgab. Als sie Gustav bemerkte, ging ein Lächeln über ihre bleichen Züge. „Endlich, Robert, endlich,“ sagte sie, indem sie Gustav die Hand entgegenstreckte. Und als dieser sie faßte, die, heiß und glühend, die hohe Temperatur des Körpers verriet, fuhr sie fort: „Nun darfst Du uns auch nie mehr verlassen — niemals!“

„Es ist ein hitziges Fieber,“ sagte Gustav,

„Ist es schlimm?“ fragte das Mädchen.

„Wir müssen das Schlimme zu verhüten suchen,“ antwortete Gustav. „Vor allen Dingen Umschläge von kaltem Wasser!“ Das Mädchen eilte hinaus.

„Ist das Fieber ansteckend?“ fragte die Frau.

„Unter Umständen — ja,“ antwortete der Doktor.

„Dann bleibe ich nicht — ich habe auch Familie.“



Der österreichisch-ungarische Elisabeth-Orden.

„Ist sonst jemand da, der das Mädchen bei der Pflege der Kranken unterstützen könnte?“

„Niemand!“

„Dann dürfen Sie nicht fort,“ sagte Gustav in entschiedenem Ton. „Was soll aus den beiden werden?“

„Robert, Robert!“ rief die Kranke wieder. „Hilfe! Sie nehmen ihn fort! Sie töten ihn! Robert!“

Gustav wendete sich zur Kranken, indes die Frau die Gelegenheit wahrnahm, das Zimmer unbemerkt zu verlassen. Gleich darauf trat das Mädchen mit zwei Kannen frischen Wassers ein, das sie schnell von dem Brunnen geholt hatte. Den nächsten Augenblick hatte sie einige Leinwandstücke hervorgesucht. Gustav tauchte sie ein und legte sie der Kranken auf die heiße Stirn.

„So, so!“ sagte diese und legte sich nieder. Der kalte Umschlag schien sie zu beruhigen.

Gustav wich nicht vom Lager der Kranken. Er durfte das Mädchen nicht allein lassen. — Abwechselnd bereiteten sie die Umschläge. Stundenlang sprachen Sie kein Wort miteinander; ihr Interesse war einzig auf die Kranke gerichtet.

Als diese wieder den Namen „Robert“ aussprach, fragte Gustav: „Wer ist Robert?“

„Der Vater,“ antwortete das Mädchen.

Gustav fühlte, daß er nicht weiter fragen durfte.

Durch die tiefe Stille der Nacht ertönte plötzlich scharf und schneidig die Pfeife des Nachtwächters. Er pfiff bereits die zweite Stunde ab.

„Jetzt müssen Sie gehen,“ sagte das junge Mädchen.

Gustav schüttelte den Kopf: „Ich bleibe.“

Wieder saßen sie eine Stunde schweigend bei einander. Gustavs Blick glitt über die Stube hin, deren dürftige Ausstattung sein Mitleid erregte. Die beiden Frauen schienen in diese Umgebung nicht hineingeboren zu sein. Zu ihren feinen Gesichtern wollten die rohen Möbel nicht passen, die hier umherstanden. Auch das Oelbild in breitem Goldrahmen an der Wand, das, soviel Gustav bei der spärlichen Beleuchtung zu erkennen vermochte, ein männliches Brustbild zeigte, schien verwundert von der Wand herab zu sehen. Das dürftige Stübchen mit diesem Zeugen frühern Wohlstandes erzählte seinem weichen Herzen eine traurige Geschichte.

Der Nachtwächter hatte bereits die dritte Morgenstunde verkündet, und die Kranke schien ruhiger geworden zu sein.

„Aber jetzt dulde ich Sie nicht länger, Herr Doktor," sagte das Mädchen, bemüht, ihr kräftiges Organ zum Flüsterton herabzustimmen. „Wenn Sie meiner armen Mutter noch weiter helfen wollen, so müssen Sie nach Hause gehen und schlafen. Bitte, gehen Sie jetzt, aber kommen Sie morgen früh recht zeitig wieder!"

Gustav sah dem Mädchen zum erstenmal voll ins Gesicht. Sie war jung und schön, und die innige Sorge, die sich in ihren Zügen aussprach, gab ihrem Gesicht einen sanften, rührenden Ausdruck. Dabei bemerkte Gustav, daß sie im Gegensatz zur Mutter dunkles, gekräuseltes Haar hatte und ihre Augen dunkel erglänzten.

„Gut, ich will gehen," sagte er.

Sie nahm das Licht und ging ihm voran. An der Hausthür ergriff sie plötzlich seine Hand und sagte mit jenem leidenschaftlichen Ausdruck, der ihrem Wesen eigen zu sein schien: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor — herzlich!"

Gustav ging nach Hause. Munterer Gesang aus rauhen Männerkehlen, der sich kaum mehr im Takt zu halten vermochte, schallte ihm entgegen. Gustav trat zur Seite, und wie die dunklen Gestalten vorbei wankten, erkannte er unter ihnen den Doktor Richter. Die Herren kamen aus dem „Braunen Bären", wo ihnen der Doktor einen Schmaus gegeben hatte. Gustav sah ihnen eine Weile nach. Seine Seele malte sich den Gegensatz aus zwischen der im Ueberfluß lärmenden und zechenden Kneipgesellschaft des Gasthofs und dem stillen, ärmlichen Stübchen, wo ein junges Mädchen angstvoll an dem Bett der Mutter wachte.

Er ging nach Hause und legte sich angekleidet auf das Sofa, aber sein Schlaf war leise und unruhig. Immer noch saß er am Bett der kranken Frau, ohne Aufhören schallte die Stimme des geängstigten Mädchens an sein Ohr. Um sechs Uhr erwachte er.

„Was war denn das heut nacht?" fragte Gustavs Wirt, als der Doktor so früh aus der Hausthür trat, um zu seiner Kranken zu eilen.

Dieser erzählte ihm, was geschehen war.

„Schlimm, schlimm!" sagte der Wirt. „Die sind arm wie eine Kirchenmaus. Haben so nichts zu brechen und zu beißen. Daß doch aber manche Menschen nur zum leiden geboren sind!"

„Was wissen Sie von den Leiden dieser Familie?" fragte Gustav. „Bitte, erzählen Sie es mir! Die Leute erregen meine ganze Teilnahme."

„Das ist mit drei Worten gesagt," meinte der Wirt. „Ich habe den Kreisrichter Leutner sehr wohl gekannt, obwohl er nur zwei Jahre in dieser Stadt seines Amtes waltete. Er war ein großer, schöner Mann, dabei gerecht und freundlich gegen alle Menschen. Aber er hatte, wie das bei solchen Herren nicht selten ist, zu viel studiert. Sie werden wohl davon gehört haben, Herr Doktor, daß damals alle Welt konfus geworden war, besonders die Studierten, entschuldigen Sie, und daß sie durchaus ein neues deutsches Kaiserreich aufrichten wollten. Auf der Wartburg fing's an, wo sie Zopf und Schnürleib und mancherlei Dinge aus der alten Zeit verbrannten, sich selbst aber die Finger und den Mund. Von daher kam die Aufregung durch ganz Deutschland und spukt, glaube ich, noch jetzt in vielen Köpfen. Die Polizei aber hieß die Leute Demagogen und sperrte sie ein, wo sie nur zu finden waren. Auch unserm Richter Leutner ging's so; er ist, glaube ich, von seinem eigenen Bruder mit ins Verderben gerissen worden. Einige Jahre hatte er auf der Festung zugebracht, als er starb. Da ging's der armen Frau und dem Kinde schlecht, denn Vermögen war nicht da, und arbeiten hat die Art nicht gelernt. Ein wertvolles Stück nach dem andern wurde verkauft, bis sie zuletzt ausgezogen und ausgehungert dastanden. Weiß der Himmel, wie sie sich noch so durchgebracht haben. — Na, Herr Doktor, das ist Kundschaft. Viel haben Sie da nicht zu hoffen. Bewahre mich der liebe Gott vor solch einem Kaiserreich und lasse mich als ruhigen Bürger sterben. Empfehle mich Ihnen gehorsamst, Herr Doktor!"

Damit wendete der Kaufmann einer Kundin sich zu und trat mit ihr in den Laden. Gustav aber ging unwillig ab und sagte: „Krämerseele!"

Als er in die niedrige Stube der Kranken trat, fand er das Mädchen noch unablässig um die Mutter beschäftigt. Sie blickte freudig auf, als der Arzt eintrat. Ehrerbietig räumte sie ihm ihren Platz am Bett ein, und wie er bei der Kranken saß, sah sie ihn mit Blicken an, wie man ein höheres Wesen zu betrachten pflegt. Gustavs selbstlose Hingabe an die kranke Mutter schien ihr mehr, als gewöhnliche Sterbliche zu bieten vermögen.

Der Zustand der Kranken hatte sich nicht gebessert und Gustav erkannte, daß die Krankheit ihren gewöhnlichen Verlauf nehmen werde.

„Gehen Sie in das Bett!" sagte er zu dem Mädchen. „Sie müssen einige Stunden schlafen."

„Und wer bleibt bei meiner Mutter?" fragte dasselbe.

„Ich," antwortete Gustav.

Sie sah ihn sprachlos an.

„Gehen Sie ins Bett!" wiederholte er dringender. „Ich befehle Ihnen das als Arzt. Die Krankheit wird einige Wochen anhalten. Ich muß dafür sorgen, daß Sie Ihrer Mutter erhalten bleiben."

„Und wer hat Ihnen gesagt," fragte das Mädchen, daß es noch schöner ist, mit dem Herzen den Armen beizustehen, als mit dem Verstand?"

„Ich habe auch eine Mutter," antwortete Gustav ernst.

Das Mädchen sah ihn mit Rührung an. „Gut, ich werde gehen," sagte sie. Ihm durfte sie ruhig die Pflege der Mutter überlassen. Sie ging in die anstoßende Kammer, und schon nach kurzer Zeit hörte Gustav die tiefen Atemzüge der Schlafenden. Die angstvolle und anstrengende Nachtwache hatte sie müde gemacht.

Kein Sohn kann eine Mutter aufmerksamer pflegen, als Gustav diese Frau, die er erst seit einigen Stunden kannte. Jetzt war sein Leben in dieser Stadt nicht mehr zwecklos und verloren; eine hohe Aufgabe war ihm zu teil geworden. Und wenn er die schwerkranke Frau vor sich sah, deren Phantasien fast ausschließlich von dem Gedanken an den geliebten, unglücklichen Gatten erfüllt wurden, und wenn er des schlafenden Mädchens in der Kammer gedachte, das arm und verlassen und hilflos diesem Elend gegenüberstand, so kam eine tiefe Rührung über ihn, und er gelobte sich, wenigstens nicht eher aus der Stadt zu gehen, als bis ihnen geholfen wäre.

Aber wie sollte er helfen? Mit dem ärztlichen Rat allein war nur wenig gethan. Hier waren vor allen Dingen Geldmittel nötig, damit für die Kranke das Nötigste angeschafft werden konnte. Wenn er nur nicht selbst so arm gewesen wäre! Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß heut der letzte des Monats war. Wenn nun der Wirt mit der Rechnung kommt, was sollte er sagen? Seine Lage war nach allen Richtungen hin trostlos.

Es mochte gegen neun Uhr vormittags sein, als es sich in der Kammer leise regte. Bald darauf öffnete sich die Thür und das Mädchen trat herein. Sie warf einen besorgten Blick auf die Mutter, einen dankbaren auf Gustav und sagte gedämpft: „So, jetzt bin ich wieder stark."

Gustav ließ sich ein Schreibzeug geben und schrieb ein Rezept.

„Ich werde es nach der Apotheke mitnehmen," sagte er. „Und jetzt muß ich Ihnen Hilfe schaffen, Jungfer Leutner. Sie halten die Anstrengung allein nicht aus. Wer war die Frau, die ich gestern abend hier getroffen habe?"

„Unsre Nachbarin von drüben, die Frau des Schneidermeisters Selig."

„Ich will sehen, ob ich sie nicht dafür gewinnen kann. Die Leute stehen, so viel ich weiß, im Ruf der Frömmigkeit. Vielleicht thun sie um Gotteswillen, was sie nicht um der armen Mitmenschen willen thun mögen."

Er ging geradeswegs zum Nachbar hinüber.

Der Schneider Selig wurde in der Stadt spöttischer Weise „der Heilige" genannt, denn alle Welt wußte, daß seine Frömmigkeit eine ernste Probe nicht bestehen konnte. Alle Sonntage versammelten sich in der Wohnung desselben einige alte Weiblein, die mit einander beteten und sangen und von einer pietistischen Niederlassung in der Nähe wie von dem Jerusalem droben schwärmten. Der Ort hieß Welke. Im übrigen genoß der Schneider den Ruf, mit seinen Kunden auf nicht gar zu friedlichem Fuß zu stehen, wie seine sechs starken Buben der Schrecken der ganzen städtischen Jugend waren.

Gustav fand die Thür zur Wohnung des Schneiders nur angelehnt. Wie er anklopfen wollte, hörte er deutlich folgendes Gespräch zwischen dem Schneider und seiner alten Mutter:

„Wie ist mir!" seufzte die Alte.

„Was hat Sie denn?" fragte der Sohn.

„Ich will nach Welke gehen."

„Was will Sie dort?"

„Die kranke Seele laben."

„So lab' Sie sie doch!"

„Ich habe keine Schuhe."

Gustav trat ein und fand die ganze Familie des Schneiders beisammen. In beweglichen Worten stellte er ihnen die Not der Kranken vor und bat sie, derselben ihre Unterstützung zu teil werden zu lassen.

„Ach, mein lieber Herr Doktor," antwortete mit erbärmlichem Ausdruck der Schneider. „Mit unsrer Macht ist nichts gethan. In des Herrn Hand ist die Macht, welche kann töten und lebendig machen."

Die Frau des Schneiders hatte sich langsam in die Kammer verzogen und that, als ob sie nicht zu Hause wäre. Die Alte aber stand auf und sagte: „Der Herr ruft uns! Was Ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan. Ich will kommen. Vielleicht, daß der

Herr den Wunsch meines Herzens hört und mich nach Welke führt!“

Gustav konnte sich zwar kaum von der schwächlichen Alten eine wirkliche Hilfe versprechen. Aber es wäre ihm unmöglich gewesen, das freundliche Anerbieten abzuschlagen. Er bat nur noch, ihm einen der Knaben nach der Apotheke mitzugeben, damit dieser die Medizin der Kranken überbringen könne. Erst nachdem er alles getreu besorgt hatte, ging er nach Hause.

In der heimlichen Stille seiner Wohnung, auf dem weichen Polster des Sofas übermannte ihn der Schlaf. Die Natur machte eben ihre Rechte geltend. Aber eine Erquickung war ihm derselbe nicht, denn die bittern Sorgen des Daseins verfolgten ihn bis in den Traum. Er sah seinen Wirt vor sich mit der Monatsrechnung, einem langen Streifen Papier, der auf der Erde nachschleppte. Gustav wollte sprechen, um sich zu entschuldigen, aber seine Lippen waren wie zusammengewachsen; er wollte aufstehen und entfliehen, aber er vermochte sich nicht zu regen. Ohne sich dem Bann entziehen zu können, mußte er unablässig in das finstere Gesicht des Wirtes schauen, das nach und nach die harten Züge des Wucherers annahm, der in der Heimat das Eigentum der Mutter bedrohte.

Ein starkes Klopfen verscheuchte plötzlich seinen Schlaf und erlöste ihn von dem Alp. Gustav sprang auf und rieb sich die Augen.

Das ist er, der Wirt, der den Traum zu verwirklichen kommt! Mit klopfendem Herzen rief Gustav: „Herein!“



Elias-Kloster in Palästina.

Aber nein, er war es nicht. Der Briefträger trat ein. Bringt er einen Brief von der Mutter?

„Herrn Doktor Treuenburg. Inliegend fünfzig Thaler!“

Gustav griff sich an die Stirn. „An mich?“ sagte er langsam. „Das ist wohl ein Irrtum!“

Der Briefträger reichte ihm den mit fünf großen Siegeln verschlossenen Brief, und Gustav überzeugte sich, daß er nicht träumte, sondern die froh überraschende Wirklichkeit vor sich hatte. Er besah die Siegel. Sie waren ohne Namenszug und offenbar mit einem Fingerhut ausgedrückt. Gustav hatte nichts weiter zu thun, als den Empfangsschein auszufertigen.

Als der Briefträger das Zimmer verlassen hatte, öffnete Gustav mit Hast den Briefumschlag. Fünfzig Thaler in guten Kassenscheinen fielen ihm daraus entgegen. Mitten darin lag ein kleiner Zettel mit der Aufschrift: „Dem Verdienst seine Krone!“ Die Handschrift war absichtlich entstellt. Kein Name, kein Zeichen verriet den Absender.

Die Kassenscheine entfielen seiner Hand. Aufgeregt ging er im Zimmer auf und ab. „Wer ist der Absender? Wer weiß, daß ich in Not bin und der Unterstützung bedarf? Wer in dieser Stadt ist fähig, eine so große Gabe in so selbstloser und liebenswürdiger Weise zu spenden?“

Wieder durchmusterte er die Papiere. Der Briefumschlag zeigte den Poststempel der Nachbarstadt. Der Brief war also dort aufgegeben worden, aber es war unzweifelhaft, daß der Absender in Waldensee wohnte.

Plötzlich kam ihm ein erleuchtender Gedanke. Ob vielleicht gar der Brauereibesitzer Böckel —? Natürlich! Daß er darauf nicht sofort gekommen war! Wer sonst konnte eine so freundliche Teilnahme an seinem Schicksal nehmen? Böckel hatte durch seine Empfehlung Gustavs Niederlassung in Waldensee veranlaßt. Deshalb fühlte er sich vielleicht moralisch verpflichtet, ihn zu unterstützen, um so mehr, als er wahrscheinlich durch den Vormund seine dürftigen Verhältnisse kannte. (Forts. folgt.)

Der hölzerne General.

Das spanische und portugiesische Haus standen sich am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einmal kampffertig gegenüber und der Beginn einer Schlacht stand in Aussicht. Während aber Spanien in dem Herzog von Berwick einen wohl zu fürchtenden Feldherrn besaß, konnte sich Portugal, da es keinem der vorhandenen Führer traute, zu keiner Wahl entschließen. Um recht sicher zu gehen, wählte man endlich den heiligen Antonius. Man ließ ihn in aller Eile von unten auf dienen, zog ihm heute einen Soldatenrock an, tags darauf einen Unteroffiziersrock, dann eine Offiziersuniform und machte ihn so binnen acht Tagen zum Feldmarschall. Darauf setzte man ihn in eine Sänfte, trug ihn voran, und die Soldaten folgten mit unglaublichem Mute nach. Schließlich lagerte sich die Armee und Badajoz am Ufer des Guadiana. Gegenüber stand der Herzog von Berwick und bewillkommnete sie mit einigen Kanonenschüssen. Am andern Morgen meldeten die Vorposten dem Herzog, der Feind habe sein Lager verlassen und sei in vollem Rückzuge begriffen. Der Herzog erstaunte, erfuhr aber bald darauf durch einige Nachzügler, die von seinen Leuten gefangen wurden, den Grund dieses unerwarteten Rückzuges. Die ganze portugiesische Armee hatte das Lager verlassen, weil die erste Kanonenkugel, welche die Spanier dem Feinde zuschickten, dem hölzernen Feldmarschall den Kopf abgerissen hatte.

Zu unsern Bildern.

Der österreichisch-ungarische Elisabeth-Orden. In pietätvoller Erinnerung an seine jäh dahingeschiedene Gemahlin, hat der allverehrte, tiefgebeugte Kaiser von Oesterreich den Orden gestiftet, dessen Abbildung uns die erste Seite dieser Nummer zeigt. Derselbe teilt sich in zwei Klassen. Die Großkreuze tragen den Orden an einem 66 Millim. breiten, weißen, an beiden Seiten von einem schmalen, kirschroten Streifen der Länge nach durchzogenen, gewässerten Bande, das von der rechten Schulter nach links herabhängt, dazu auf der linken Brustseite einen achteckigen silbernen brillantierten Stern, in dessen Mitte das Ordenskreuz wiederholt ist. Bei der ersten Klasse wird das Kreuz an einem 28 Millim. breiten Ordensbande auf der linken Brustseite getragen. Das Ordenszeichen der zweiten Klasse ist nach Gestalt und Größe denen der beiden höhern Grade gleich, besteht aber aus Silber.

Ernst und Scherz.

Welche Wärme hat das Mondlicht? Viele Gelehrte, so vor allem Tyndall, Lord Rosse und Langley, haben sich bisher vergeblich bemüht, die Wärme des Mondlichtes zu ergründen. Die Lösung dieser für die Astronomie und Physik so bedeutungsvollen Frage soll dem englischen Professor Boys geglückt sein. Fachblätter berichten, daß Boys zu dem angegebenen Zweck äußerst feine Quarzfasern benutzte, mittels welcher er sich eine Thermosäule von so großer Empfindlichkeit herstellte, daß er mit diesem Instrument die von einer Kerze ausgestrahlte Wärme noch auf eine Entfernung von mehr als einer englischen Meile (1524 Meter) nachweisen konnte! Boys ließ nun das Licht des Mondes auf die kleine Scheibe seines Apparats fallen und stellte fest, daß die so aufgefangene Wärme den Grad hat, welchen die Wärme einer Kerze auf einer Entfernung von 21 Fuß aufweist. Das Mondlicht hat demnach eine äußerst geringe Wärme.

Der Gewohnheit Macht. Ein Mann, den eine zehnjährige Zuneigung zu einer Dame fesselte, begab sich täglich gegen fünf Uhr zu ihr, um den Abend da zu verbringen. Er hatte keinen Sinn für das Schauspiel, das Kartenspiel oder für Gesellschaft. Dieser Umgang mit seiner Freundin machte sein ganzes Glück aus. Endlich ehelichen sie sich. Am Verbindungstage überläßt man sich der Freude. Als man aber am Abend gegen fünf Uhr von der Tafel aufstand, nahm der neue Ehegemahl eine düstere, nachdenkende Miene an. Aber, warum so traurig? Alle Deine zehnjährigen Wünsche sind nun erreicht! — Freilich, antwortete er, wir lieben einander mit Zärtlichkeit und — werden es immer; und doch peinigt mich eine Sorge. Welche? — Mein Gott! wo werde ich nun künftig meine Abende zubringen? —

In gleicher Weise. Als König Friedrich Wilhelm III die Kunde von der schweren Erkrankung des greisen Feldmarschalls Blücher vernommen, stattete er demselben einen Besuch ab und sprach dabei die Hoffnung aus auf baldige Wiedergenesung. Blücher erwiderte darauf in voller Seelenruhe: „Ew. Majestät wissen wohl, mein Weg geht vorwärts, ich fühle, daß ich nicht mehr weit vom Ziel bin und umkehren war nie meine Sache."

Ahnungsvoll. Referendar: „. Fräulein spielen wohl auch Klavier?" — Mutter (ihrer Tochter zuflüsternd): „Sag lieber nein!"

Verschnappt. „Amalia, ich kann ohne Sie nicht leben!" — „Na, versuchen Sie's nur; sehen Sie, ich kann ohne Sie ganz gut leben." — „Ja, Sie haben leicht reden mit Ihren 150 000 Mark!"

Aus den Lebenserinnerungen Werner von Siemens'. Als Siemens damit beschäftigt war, den ersten Telegraphen zwischen Verviers und Köln anzulegen (1850), suchte ihn eine Dame auf und sagte mit thränenden Augen, daß sein Telegraph das Unternehmen ihres Gatten gänzlich vernichten würde, denn ihr Mann betreibe erfolgreich eine Taubenpost zwischen Aachen und Brüssel, und sei jetzt durch die traurige Aussicht in die Zukunft schon ganz schwermütig geworden. Siemens riet dem jungen Ehepaar an, seine Tauben nur getrost zu braten, sicherte ihnen aber seine Unterstützung zu, wenn sie nach London übersiedeln und dort eine neue Nachrichtenagentur begründen wollten. Dazu entschloß sich der betreffende junge Mann, der kein andrer war als Reuter, der Begründer des bekannten Telegraphenbureaus, das seinen Namen führt.

Ein schönes Wort wird von Kaiser Sigismund, dem Sohne Karl IV. erzählt. Die Großen in seinen Landen beklagten sich, daß er mit Vorliebe Leute von geringem Adel oder gar Bürgerliche in seine Nähe zöge, und seine Antwort war: „Ich ziehe im Gegenteil den hohen Adel dem niederen vor. Ihr habt Euren Adel ja nur von meinen Vorfahren, meine Freunde aber haben den ihren von Gott".

Zur Anregung. Das Talent ist Macht, der Takt ist Kunst. Das Talent ist Gewicht, der Takt ist Bewegung. Das Talent weiß, was zu thun ist, der Takt weißt wie es zu thun ist. Das Talent macht den Menschen achtbar, der Takt macht ihn geachtet. Das Talent ist Vermögen, der Takt ist bare Münze.

Gedankensplitter. Eine Ohrfeige ist ein Schellensolo mit fünf Matadoren.

Original-Vexierbild.

(Gesetz vom 11./VI. 70).



(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

Anzeige. Ein hübsches Kammermädchen gesucht. Solche, die einige Uebung im abfertigen von Gläubigern besitzen, bevorzugt!

Auflösung des Jubel-Becher-Rätsels

aus voriger Nummer:



Hoher Preis. A.: „Sie haben mir das Leben gerettet! Wie kann ich Ihnen dankbar sein?" B.: „Heiraten Sie meine Schwiegermutter und verlegen Sie Ihren Wohnsitz nach Australien!"

Einladung. Frau Amtsrichter Kniffle ist höflichst für heute zum Kaffeekränzchen eingeladen. Thema: „Frau Postsekretär Hörnle." (Dieselbe ist durch Unwohlsein verhindert, zu kommen).

Buchstabenrätsel.

Mit A triffst Du auf hohem Berg mich an,
Mit einem J trag' ich den leichten Kahn.
Mi E bin ich ein Schweizerdörfchen nur,
Mit U such' an der Donau meine Spur.

Zweisilbige Scharade.

Mein erstes geht bei Nacht und Graus,
Auch wohl bei Tag' auf Beute aus;
Und wird's ertappt, braucht's oft mit Kraft
Mein zweites, das ihm Rettung schafft.
Fürs Ganze kriegt man zur Belohnung
Gesunde Kost und freie Wohnung.

Silbenfolge-Rätsel von J. H.

herz	ner	win	de
sinn	dek	drei	tli
hes	nist	un	che
oes	rer	fro	rge

Seitlich sind die Vierecke so aneinander zu fügen, daß die Buchstaben von links nach rechts gelesen einen dichterischen Spruch ergeben.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Wortspielrätsels: **Träger.** der dreisilbigen Scharade: **Fischotter.**

Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz
Druck und Verlag von
Ibring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.